

Zwei Basler Industrielle

Autor(en): Rudolf Christ
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1927

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/1d6374f0-ed8c-4326-896f-7c41ac283dfe>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Der Vater hatte die Losung hinterlassen: Seid immer reell vor Gott. Dieses Wort war für sein Verhalten maßgebend, und am Vertrauen zu seinem Gott hat er unbeirrt festgehalten. Männer solcher Gesinnung können aber nicht nur die christlichen Jungmännervereine, sondern jedes Gemeinwesen kann sie brauchen, und Reinhold Sarasin war von ganzem Herzen Basler.

B. Wilhelm Christ-Iselin.

Von **Rudolf Christ.**

Wenn man zurückschauend von eines Menschen Leben sagen kann, es sei ein glückliches gewesen, so war es sicher dasjenige des am 24. Februar 1926 verstorbenen Wilhelm Christ-Iselin. Er selbst hatte ein glückliches Naturell, sein Leben war ein harmonisches, reich ausgefülltes, und dazu war ihm die große Gabe geschenkt, auch andere Menschen glücklich und froh zu machen.

Wilhelm Christ war mit reichen Gaben des Geistes ausgestattet, er hatte einen beneidenswert scharfen Verstand, eine selten versagende Intuitionsgabe, verbunden mit einer hoch über dem Durchschnitt stehenden vielseitigen künstlerischen Begabung, alles Dinge, die sein berufliches Leben in schönster Weise ergänzten, bereicherten, für sich und seine Umgebung.

Als das fünfte Kind seiner Eltern, des Balthasar Christ und der Marie geb. Uebelin, wurde er am 30. Juni 1853 in Basel geboren. Sein Leben lang war er ein treuer Sohn seiner Vaterstadt, er fühlte und wußte sich als Glied eines der älteren Baslergeschlechter und war wie wenige Nicht-fachleute bekannt und vertraut mit baslerischer Geschichte, verband ihn doch jahrzehntelang innige Freundschaft mit Basler Historikern wie Rudolf Wackernagel und Albert Burckhardt-Finsler, dem früheren Herausgeber des Basler

Jahrbuches, an dessen Gründung Wilhelm Christ wenigstens beratend sicher mitgeholfen hat.

In früheren Jahren hat er selbst weniger geschrieben, außer etwa über Kunstfragen für Tageszeitungen und Kunstzeitschriften.

Wenige Monate vor seinem Tode erfreute er einen großen Verwandten- und Freundeskreis mit seinen „Jugenderinnerungen“ (gedruckt bei Frobenius, Basel 1925), die er im Laufe des Jahres 1925 zum Teil noch auf seinem letzten Krankenlager, von dem er sich nicht mehr erheben sollte, verfaßte und selbst illustrierte. Sie beginnen mit seiner Geburt und führen uns bis zu seiner Rückkehr aus der Fremde in die Heimatstadt, zum Beginn der eigentlichen Mannesjahre.

In diesen „Jugenderinnerungen“ erzählt er in launiger Art seine glückliche Kinderzeit, seine ersten Primarschuljahre in der Kanonengasse, die Zeit im Gymnasium und der damaligen Gewerbeschule, heute Obere Realschule genannt. Als Schüler hat er sich nie besonders hervorgetan, und die Zeugnisse, die er nach Hause brachte, waren nichts weniger als gute, seine Eltern dachten mit Sorge an seine Zukunft. Bei seinen Mitschülern war er ungemein beliebt, er war immer voller lustiger Pläne und Ideen, er schloß damals Freundschaften, die das ganze Leben hindurch anhielten. Nur in einem Fach war er der Beste der Klasse, im Zeichnen. Daher wurde die Zeichnungsschule eifrig besucht, im Sommer von 5—7 Uhr früh, und noch in späteren Jahren gedachte Wilhelm Christ mit Verehrung seines Lehrers Kelterborn. Neben der Schule wurde auch eifrig Cello gespielt; sein Lehrer war Moriz Rahnt, der fast alle Basler Cellisten jener Zeit in diese Kunst einführte. Bis in sein Alter hat Wilhelm Christ viel musiziert, er hat jahrelang mit seinem ältern Bruder und zwei Freunden zusammen Quartett gespielt, sich dann aber mehr und mehr für den Bau von Streichinstrumenten interessiert.

Das bedeutende zeichnerische Talent hat er von der mütterlichen Seite geerbt, auch den Humor, den nie ver- sagenden Witz. An ihm bestätigt sich der Satz, daß die Söhne in psychologischer Hinsicht mehr ihren Müttern gleichen.

Früh reifte daher in dem jungen Wilhelm Christ der glühende Wunsch, Maler zu werden, wohl noch bestärkt durch viele freundnachbarliche Besuche bei Arnold Böcklin, der zu jener Zeit, in den 1860er Jahren, neben Christs Eltern in der Missionsstraße wohnte. Aber der zwar gerecht, aber purita- nisch streng denkende Vater hatte andere Pläne; man hatte in der Familie einen Künstler gehabt, der auf Abwege geraten war, und dieses eine Exempel genügte. Arnold Böcklin selbst wurde leider damals nicht um Rat gefragt. Zu seinem großen Leidwesen durfte Wilhelm Christ nicht Maler werden, er hätte es sicher, geistreich und phantasievoll, wie er war, weit gebracht; sagt doch ein großer Maler irgendwo: Man muß mit dem Kopf malen und nicht mit der Hand. Dafür hat er sein Leben lang viel und gern mit Künstlern verkehrt, sich für sie interessiert, sie mit Rat und Tat gefördert. Ganz besonders verband ihn mit dem Basler Maler Hans Sandreuter eine lebenslange, innige Freundschaft, und wenn heute in vielen Basler Häusern und im Museum Gemälde von Sandreuter das Auge erfreuen, so hat sein Freund in manchen Fällen diese Bildverkäufe vermittelt. Dem Wunsche seines Vaters folgend wurde Wilhelm Christ Kaufmann, und er hat es, wenn auch vielleicht im Anfang ohne große Begeisterung und Neigung, doch bis zu der obersten Leitung eines der größeren Basler Geschäfte gebracht. Auch im oft nüch- ternem kaufmännischen Berufe konnten sich seine geistigen Gaben reichlich entfalten, spielen doch hier persönliche Mo- mente, leichte und gewandte Umgangsformen, Talent für fremde Sprachen, natürliche Freundlichkeit, eine sicher nicht zu unterschätzende Rolle. Da er das Glück hatte, im Bank- hause Bischoff zu St. Alban eine ihn geistig anregende und

interessante „Lehre“ zu machen, so wurden auch diese Jahre für ihn später zu einer Quelle dankbarer und freundlicher Erinnerung.

Und nun kamen die für jeden jungen Mann wichtigen, oft sein ganzes weiteres Leben bestimmenden Wanderjahre, die Zeit in der Fremde, wo er, fern vom Elternhaus, auf eigenen Füßen stand. Sein älterer Bruder Gustav war damals, es war kurz nach dem 70er Krieg, schon Direktor einer Bank in Mülhausen; bei ihm und mit ihm verbrachte er ein Jahr, und von dort aus führte ihn der Weg in eine Weltstadt, nach Paris. Die 4 $\frac{1}{2}$ Pariserjahre nannte er oft seine schönsten Jahre. Sie weiteten seinen Blick in vieler Hinsicht, er bereicherte seine kaufmännischen Kenntnisse in mannigfacher Art. Daneben lebte er in einem großen Freundeskreis, meist von Schweizer Künstlern und jüngeren Kaufleuten, Anregungen gebend und nehmend. Er schreibt darüber in seinen schon erwähnten „Jugenderinnerungen“ wörtlich: „Ich habe Paris in vollen Zügen genossen. Ich betrachtete es als eine ganz besondere Gnade, daß ich mit meinem heiteren, lustigen und für alle erlaubten Freuden empfänglichen Sinn Paris während 4 $\frac{1}{2}$ Jahren genießen konnte, ohne daß ich in sittlicher Beziehung Schaden genommen hätte, ohne daß mein Gewissen irgendwie beschwert worden wäre.“

Im Jahre 1878 sehen wir ihn wieder in Basel, er half seinem Freund Rudolf Bröderlin das Bankhaus Merian und Bröderlin gründen, das sich unter umsichtiger und kluger Leitung rasch entwickelte. Nach einiger Zeit übergab er seine Stellung dem jüngeren Bruder Hans, um mit Emanuel Sandreuter die Vertretung des französischen Phoenix zu übernehmen, und 1881 vermählte er sich mit Fräulein Helene Iselin. Die Ehe war überaus glücklich. Auf Wunsch seines Schwiegervaters, des Herrn Alfred Iselin-Merian, trat Wilhelm Christ 1887 in die Schappe-Spinnerei A. Iselin & Co. in Niederschönthal ein, um dann anläßlich von deren Fusion

mit der Floret-Spinnerei Ringwald im Jahre 1906 in diese überzutreten. In seinen letzten Lebensjahren präsiidierte er deren Verwaltungsrat. Auch in diesem Geschäft war er ein beliebter und geschätzter Kollege, der einen reichlichen Anteil an der Entwicklung desselben auf sein Konto buchen durfte.

Seinem lebhaften Geist und für alles Schöne und Gute offenen Sinn hat die rein geschäftliche Arbeit nie genügt, er suchte und fand auf künstlerischem Gebiet bald reichlich Tätigkeit. Er war eben keine kontemplative Natur. In den Jahren 1883—1888 versah er das Kassieramt des Basler Kunstvereins und von 1900—1905 das gleiche Amt in der Museums-Kommission. In beiden Kommissionen war er ein äußerst eifriges und geschätztes Mitglied, er trat je und je mannhaft für seine Freunde ein und verteidigte die von ihm als richtig anerkannte Ansicht mit der scharfen, ihm zu Gebote stehenden Dialektik. Wir, die wir einen Teil seines Lebens mitlebten, können heute zurückschauend sagen, daß er sich selten irrte oder verrannte, denn er war zu gescheit dazu; aber er war ein höchst unbequemer Gegner, der geistreich und schlagfertig die Lacher zuletzt meist auf seine Seite brachte.

Die führenden intellektuellen Persönlichkeiten standen in den 1880er Jahren noch meist auf dem Boden strenger Klassizität. Hans Sandreuter, der Jugendfreund von Wilhelm Christ, galt als modern, Arnold Böcklin in den Augen vieler auch noch. Das ältere Basel lehnte diese Künstler vielfach noch ab, und es muß in den betreffenden Sitzungen im Museum, als über den Ankauf solcher Gemälde beraten wurde, oft recht lebhaft zugegangen sein. Aber es dürften doch wohl nicht selten die sicher sehr temperamentvollen und geistreichen Boten von Wilhelm Christ seiner Meinung zum Sieg verholfen haben. Wenn wir Lebende heute auf jene Zeiten zurücksehen, uns geistig in sie zurückversetzen und uns vergegenwärtigen, welche Wege die Malerei, wir wollen den Ausdruck Kunst nicht gebrauchen, eingeschlagen hat, so können wir nur

staunen oder lächeln. Heute sprechen auch wir jene Maler, um die damals gekämpft wurde, sicher nicht mehr als modern an. Die jüngste Malerei lehnte Wilhelm Christ ab, sie war ihm fremd, er vermiste in ihr vor allem das „Zeichnen können“, etwas, das viele heutige Maler als überflüssig erachten. In jenen Jahren zeigte sich Wilhelm Christ als echte Kampfnatur, nie für sich, immer für andere, für Maler und Musiker.

Auch wenn er öffentlich sprach, so kamen seine Gaben zur vollen Geltung: er war ein vorzüglicher, packender Redner. Es ist vielleicht schade, daß sich ein Mann mit so vielseitiger Begabung nie in den Großen Rat wählen ließ; an Versuchen, ihn dazu zu bewegen, hat es nicht gefehlt, er hätte auch da eine führende Rolle gespielt. Daß er aber auf der andern Seite neben allem andern seine Dienste und seine Zeit noch gerne Werken der Nächstenliebe, des Christentums zur Verfügung stellte, wo man ihn darum bat, war bei ihm ganz selbstverständlich. Wir Basler haben ja vielleicht in der übrigen Schweiz nicht immer die beste Presse, aber gerade diese Selbstverständlichkeit, ohne ein Wesen daraus zu machen, freiwillig und ehrenamtlich für das Wohl der Mitbürger zu arbeiten, ist sicher eine ausgesprochene Basler Tradition und unerreicht in der übrigen Schweiz. Auch da war Wilhelm Christ seiner Umgebung vorbildlich.

Im Jahre 1920 veröffentlichte Wilhelm Christ eine Broschüre: Zur Frage des Cremoneser Geigenlackes, eine Hypothese. Lange Jahre hat er sich mit großem Eifer mit der Frage des Geigenlackes beschäftigt, studierend und probierend, denn auch in diesem Falle geht das letztere über das erstere. Der erste Gedanke, auf dem er dann seine Idee aufbaute, kam ihm durch das Malen. Bekanntlich kann man direkt auf Holz mit Wasserfarben gar nicht und mit gewöhnlichen Ölfarben nur schlecht malen, und doch kennt man Meistergeigen, die mit Gemälden, z. B. mit Madonnenbildern, geschmückt sind. Was Wilhelm Christ suchte, war

eine Verbindung von Holz und Lack; er schreibt darüber wörtlich: „Ich habe deshalb nie nach dem berühmten allein echten Cremoneserlack, überhaupt nach keinem neuen Lack gesucht und auch keinen gefunden. Mein Ziel war auf die Grundierung gerichtet, und wenn wir dieser einmal auf die Spur gekommen, so sagte ich mir, dann bietet uns das 20. Jahrhundert der guten und ausgezeichneten Lacke und Ölsirnisse in allen erdenklichen vorzüglichen Zusammensetzungen die Hülle und Fülle.“

Diese Grundierung fand er in einem Tempera-Anstrich, bestehend aus geschlagenem Eiweiß unter Zufügung von Eigelb, nach welcher Methode die meisten alten, großen Maler, übrigens auch Arnold Böcklin, die Farben auftrugen, d. h. malten. Nach einer solchen Grundierung wurden die Streichinstrumente auf gewöhnliche Art lackiert und sprachen weich und leicht an, was bei Lackierung allein nicht der Fall ist.

Mit dem genialen Geigenbauer Schumacher im Jura zusammen grundierte und lackierte er im Laufe der Jahre eine Menge Streichinstrumente, was ihn wiederum mit fast allen berühmten Geigern und Cellisten seiner Zeit in persönliche Berührung brachte, ein Verkehr, der ihm viel weitere Anregung und Freude und auch Anerkennung eintrug. Daß Besitzer teuer bezahlter, alter Instrumente diesem Fragenkomplex, seiner „Hypothese“, skeptisch gegenüberstanden, verstand er wohl, es lag dies in der Natur der Dinge.

Viele Freunde Wilhelm Christs gedenken dankbar seiner als des Illustrators des „Geh aus, mein Herz, und suche Freud“ in dieser lieben Sommerszeit“, das wiederholte Auflagen erlebte, und der „Basler Kinderreime“, in denen er mit seinem Stift das alte Basel der 1850er Jahre in Erinnerung bringt.

Jetzt, wo er nicht mehr unter uns weilt, darf wohl auch der Schleier gelüftet werden über Abraham Glettsen, dem Autor der Baseldeutschen Ein- und Zweiaakter, dieser harmlos

lustigen „Stückli“, die Wilhelm Christ, zuerst um sich selbst zu unterhalten, in seinen letzten Lebensjahren schrieb, bei deren vielen Aufführungen er aber öffentlich nicht genannt sein wollte.

Wenn es dem Verfasser nicht gelungen ist, das inhaltsreiche Leben dieses Baslers objektiver zu zeichnen, so wolle man es damit entschuldigen, daß Wilhelm Christ dem Herzen seines Biographen zu nahe gestanden hat.